

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Barfuß, im blutbefleckten Nachthemd rennt ein Mädchen durch den windgepeitschten Wald im Peak District. Nur mit Mühe kann die junge Ermittlerin Meg Dalton die zehnjährige Abbie beruhigen. Als Meg sie nach Hause bringt, findet sie dort einen Toten – Abbies Vater wurde offenbar erstochen. Und das Blut auf Abbies Hemd ist das ihres Vaters. Abbie hat keinerlei Erinnerung daran, was geschehen ist. Ihre Mutter erzählt Meg schließlich, dass Abbie vor kurzem eine Herztransplantation bekommen hat. Seitdem leidet sie an Ängsten und Alpträumen. Und sie erzählt von verstörenden Dingen, die nicht sie, sondern nur die Spenderin des Herzens wissen kann. Wer war die Spenderin, wie ist sie gestorben? Ist es möglich, dass das Spenderherz Abbies Wesen auf furchtbare Weise verändert hat? Meg muss alles daransetzen, einen Fall zu lösen, der rational nicht erklärbar scheint, bevor der Mörder erneut zuschlägt ...

»Raffiniert schildert Watkins das Wesen des Bösen. Ausgezeichnet geschrieben, für alle Krimileser ein Muss!« Kate Penrose

Roz Watkins studierte Ingenieurwissenschaften an der Cambridge University und war Partnerin in einer Patentanwaltskanzlei. Der Auftakt ihrer Krimiserie mit Meg Dalton, »Das kalte Echo«, kam auf die Shortlist des CWA Dagger Awards und wird verfilmt. Auch ihr zweiter Krimi, »Das böse Herz«, ist ein Bestseller in Großbritannien. Roz lebt mit ihrem Partner im Peak District im Norden Englands, zusammen mit einem Hund, einem übergewichtigen Pferd und drei sehr anspruchsvollen Katzen. Lange Spaziergänge nutzt sie, um neue Örtlichkeiten für ihre Krimis zu entdecken.

Weitere Titel der Autorin:

»Das kalte Echo. Ein Fall im Peak District«

*Weiter Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

ROZ WATKINS

# DAS BÖSE HERZ

Meg Daltons zweiter Fall  
im Peak District

Roman

Aus dem Englischen  
von Sylvia Spatz

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, Februar 2020

© Roz Watkins 2019

Die englische Originalausgabe erschien  
unter dem Titel »Dead Man's Daughter« im Verlag HQ,  
an imprint of HarperCollins Publishers Ltd.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-29912-6

# KAPITEL 1

Die Frau packte meine Hand und zog mich tiefer in den Wald. Ihre Stimme klang panisch. »Sie war unterwegs zur Schlucht, die Leute von hier nennen sie *Dead Girl's Drop*, die Schlucht der toten Mädchen.«

Das war beunruhigend, denn eigentlich neigen die Bewohner von Derbyshire nicht zu Übertreibung. Ich brüllte gegen den Wind an, gegen das Krachen der gefrorenen Zweige unter meinen Schuhen. »Was genau haben Sie gesehen?«

»Ich weiß genau, was Sie denken, aber ich hab mir das nicht eingebildet.« Der Wind fegte ihr Strähnen ihres dunklen Haares ins Gesicht. Sie musste um die vierzig sein, aber sie wirkte ausgelaugt, wie ein Kleidungsstück, das zu lange bei Wind und Wetter draußen gehangen hat. Sie zog einen gefleckten Windhund hinter sich her, der einen ähnlich verwaschenen Eindruck machte. »Ich hatte eigentlich mit einem richtigen Polizisten gerechnet.«

»Ich bin von der Polizei. DI Meg Dalton, erinnern Sie sich an mich? Wir tragen keine Uniform.« Es war egal, was ich anhatte, man traute mir meine Rolle ohnehin nicht zu. Elaine Grant nahm mich jedenfalls nicht für voll. Ich warf verstohlen einen Blick auf meine Uhr. Ein Anruf von meiner Mutter, ich musste sie so schnell wie möglich zurückrufen.

Elaine stolperte über einen Baumstumpf und drehte sich mit vorwurfsvollem Blick zu mir um. Im fahlen Morgenlicht verschwamm ihr Umriss. »Bleich wie ein Geist, auch mein Hund hat sie gesehen.«

Ich warf einen Blick auf den Hund. Er hechelte und sabberte leicht. Als Zeuge taugte er nicht viel, aber ich konnte mir nicht erlauben, dem Hinweis nicht nachzugehen. Ich zitterte vor Kälte und zog mir meinen Schal enger um den Hals.

»Sie meinen, in einem weißen Gewand? Aber da war auch Blut?«

»In einem Nachthemd, glaube ich. Es war ein Mädchen, es rannte zwischen den Bäumen hindurch, als sei ihm der Teufel auf den Fersen. Und ja, es war voller roter Flecken.«

Über uns rüttelte der Wind an den Ästen. Aus dem Augenwinkel nahm ich plötzlich eine Bewegung wahr – in einiger Entfernung leuchtete etwas hell. Mir stockte vor Schreck der Atem. »Steht hier im Wald nicht ein Haus?«, fragte ich. »Nur über eine kleine Straße zugänglich?«

Elaine machte noch ein paar Schritte, bevor sie antwortete. »Ja, Bellhurst House.«

Diese Adresse kannte ich. Die Bewohnerin des Hauses hatte mehrmals die Polizei verständigt, weil sie sich beobachtet fühlte, konnte aber keine genauen Hinweise geben. Nach ihrem ersten Anruf hatte man sich über sie lustig gemacht. Sie habe eine blühende Phantasie, hieß es. Oder sei scharf auf Männer in Uniform. Jedenfalls hatten wir sie nicht ernst genommen.

Elaine berührte mich leicht am Arm. »Haben Sie das Mädchen eben gesehen?«

Wir blieben stehen, alle Sinne gespannt. Der Hund gab einen kurzen beleidigten Laut von sich, eigentlich nur ein kurzes Knurren. Ein Zweig krachte, zwischen den Bäumen rannte etwas Weißes.

»Da ist das Mädchen!«, rief Elaine. »Los, schnell! Die Schlucht liegt da drüben. Es sind da schon Kinder reingefallen ...«

Mir fiel wieder die entspannte Reaktion unserer Leitstelle auf den Anruf dieser Frau ein, unsere matten Antworten auf die Hinweise der Bewohnerin des Häuschens im Wald. Mir wurde mulmig. Ich stellte mir vor, wie ein kleines Mädchen über den Rand der Schlucht in den wilden Bachlauf darunter stürzte, in einem blutbefleckten Gewand, auf der Flucht – vor etwas, das uns bekannt sein sollte, das wir aber als nichtig abgetan hatten. Vielleicht war heute der Tag, an dem es ernst wurde.

Ich rannte humpelnd los, verfluchte meinen verkrüppelten Knöchel und dass ich den Einsatz nicht jemand anderem überlassen hatte. Diese Woche konnte ich eigentlich keinen neuen Fall mehr übernehmen.

Der Hund hechelte an meiner Seite, ihm schien die Verfolgungsjagd Spaß zu machen. Ich warf einen Blick über meine Schulter nach hinten. Falls das Mädchen vor jemandem flüchtete, wo blieb der Verfolger?

Ein Zaun, ein Schild: *Privatbesitz. Gefährliche Steilhänge.*

Elaine war mir schnaufend auf den Fersen geblieben.

Ich war bereits zur Hälfte über den Zaun geklettert, Stacheldraht pikste in meinem Schritt. »Haben Sie sonst noch jemanden gesehen?«

»Weiß nicht genau ... ich glaube nicht.« Sie stand vornübergebeugt, die Hände auf die Schenkel gestützt, und keuchte, gut in Form war sie nicht gerade. »Über den Zaun schaffe ich es nicht«, sagte sie. »Ich habe ein verletztes Knie.«

»Dann warten Sie hier.« Ich eilte in die Richtung, wo ich den hellen Schimmer gesehen hatte. Der Hund setzte zirkusreif über den Zaun, riss die Leine mit und rannte mit mir davon.

In der Nähe der Felswand wurde der Wald lichter und das Tageslicht heller. Ich hörte Wasserrauschen aus der Tiefe, blickte mich nach allen Seiten um. Dort, links, schimmerte etwas durch die kahlen Zweige. »Hallo«, rief ich, »alles klar?« Ich eilte auf eine reglose, unheimliche weiße Gestalt zu.

Ich traute meinen Augen nicht. Eine Statue aus hellem Stein, die mit dem Untergrund verwachsen schien, als stünde sie seit Jahrhunderten dort. Ein weinendes Kind, dessen Tränen auf den grauen steinernen Wangen wie gefroren wirkten. Ich fluchte leise, mein Herzschlag beruhigte sich.

War da noch etwas? Es war schwierig, in diesem Zwielflicht etwas zu erkennen.

Helle Baumwolle, ein Arm, eine weiße Gestalt, die weg-rannte. Ich lief ihr nach. Vor mir eine weitere Statue. Diesmal ein Kind, den Mund zum Schrei aufgerissen, vor Schreck ge-weitete Augen. Es lief mir kalt über den Rücken.

Ich folgte dem Rauschen des Baches, einen von Gestein und Wasser zermalmten Mädchenkörper vor meinem geistigen Auge. Ein totes Kind auf dem Gewissen zu haben fehlte mir gerade noch. Nicht noch einmal. In der letzten Zeit hatte ich

Fortschritte gemacht – hatte meine Zimmerdecken nicht mehr nach einer erhängten Schwester abgesehen oder Schlaftabletten gehört. So sollte es auch bleiben.

»Hallo«, rief ich, »ist da jemand?«

Hinter einem Baum am Rand des Steilhangs lugte ein Gesicht hervor.

Das Mädchen war acht oder neun Jahre alt und trug nichts als ein Nachthemd auf dem Leib. Ein vor Angst und Kälte bleiches Gesicht, blondes Haar. Die fahle Bekleidung, die Farblosigkeit von Haut und Haar machten die roten Flecken umso auffälliger.

Ich ging auf das Kind zu, und es wich, mir weiter zugewandt, zurück, genau auf den dahinterliegenden Steilhang zu. Das Mädchen musste fast erfrieren vor Kälte. Ich versuchte, entspannt zu wirken, um ihr einen Eindruck von Sicherheit zu vermitteln.

Der Hund an meiner Seite hechelte laut nach seinem Waldlauf. Er machte ein paar Schritte in Richtung des Mädchens. Ich wollte ihn schon zurückrufen, aber sein Anblick schien das Kind zu beruhigen.

Der ganze Hund wackelte mit dem Schwanz. Das Mädchen streckte eine Hand aus und streichelte ihn. Ich erstarrte.

Es sah mich misstrauisch an. »Ich mag Hunde.« Ihre Stimme klang heiser als hätte sie gerade geschrien. »Darf aber keinen haben, die machen mich krank ...«

»Bist du vor jemandem weggelaufen?« Ich musste sie unbedingt von dieser Kante weglocken, hatte aber das Gefühl, es wäre besser, Abstand zu ihr zu wahren.

Sie starrte mich aus Riesenaugen an und stand immer noch viel zu nah am Rand des Abgrunds.

Das Herz klopfte mir bis zum Hals. »Wollen wir ihn nach Hause mitnehmen, damit er was fressen kann?« Der Hund wedelte mit dem Schwanz. »Was meinst du?«

Sie machte einen Schritt nach vorn und streichelte den Hund sanft am Kopf. Unten im Bach fiel ein Stein ins Wasser. »Er muss was trinken«, flüsterte sie.

Elaine hatte recht gehabt, auf dem Nachthemd waren Blutflecken. Viele.

»Gut«, sagte ich. »Geben wir ihm was zu trinken und zu fressen, magst du?«

Das Mädchen nickte und entfernte sich vom Abgrund. Ich nahm die Leine auf und reichte sie ihr, in der Hoffnung, der Hund würde sofort Richtung Heimat zuckeln. Ich wollte, dass das Kind irgendwo im Warmen saß, bevor es völlig unterkühlt war oder Frostbeulen bekam, aber mein Bauch sagte mir, dass ich nichts überstürzen durfte.

Ich ging langsam weg, der Hund folgte mir und damit auch das Mädchen. Es hatte nichts an den Füßen, ein Zeh blutete.

»Wie heißt du?«

Ich rechnete nicht mit einer Antwort; das Kind trottete mit gesenktem Blick dahin.

»Abbie«, hörte ich nach einer Weile.

»Ich heiße Meg. Bist du vor jemandem weggelaufen?« Ich ließ meinen Blick zwischen den Bäumen schweifen.

»Mein Vater ...«, flüsterte sie.

»Bist du vor ihm weggelaufen?«

Keine Antwort.

Ich versuchte, mich zu erinnern, was die Frau in dem Waldhaus bei ihren Anrufen genau gesagt hatte. Jemand sei hinter ihr her. Ziemlich vage. Außer ihr war niemandem etwas aufgefallen.

»Tut dir was weh? Darf ich nachsehen?«

Sie nickte. Ich ging in die Hocke und untersuchte sie auf Verletzungen. Von dem blutigen Zeh abgesehen, schien sie unversehrt, hatte aber Einstiche an den Armen. Die kannte ich von Drogensüchtigen, an einem so jungen Mädchen waren sie ungewöhnlich.

»Ich brauche meine Spritze«, sagte Abbie.

Was war bloß los mit ihr? Ich wurde wieder unsicher, griff nach meinem Funkgerät und rief einen Krankenwagen und Verstärkung.

»Da unten ist ein Bach«, sagte Abbie. »Er braucht was zu trinken.« Der Hund hechelte immer noch stark.

»Nein, Abbie, lass uns ...«

Zu meiner Überraschung machte sie mit einem Mal eine Kehrtwende nach rechts.

»Das hat mir noch gefehlt«, murmelte ich.

Abbie rannte über den eiskalten Boden davon und zog den Hund in Richtung der blassen Steinskulpturen, ich hetzte ihr nach.

Am Rande einer Lichtung standen vier dieser Plastiken, weiß schimmernd im Winterlicht, alles Kinder in Abbies Alter oder etwas jünger, zwei weinten, die anderen beiden schrien. Ich rannte zwischen ihnen hindurch, sie waren mir unheimlich,

und ich hatte das Gefühl, dass es sich nicht schickte, einfach an ihnen vorbeizuhetzen und ihren Schmerz zu ignorieren. Aber ich musste Abbie auf den Fersen bleiben.

Ich erblickte Abbie weiter vorn, sie stieg gerade in den Bach, der so kalt war, dass Stellen am Ufer vereist waren. »Nein, Abbie, komm mit mir!« Ich rannte zu ihr und zuckte beim Anblick ihrer mageren Beinchen in dem eiskalten Wasser zusammen.

Sie rief über die Schulter: »Er kann hier besser trinken.« Sie hielt die Hundeleine gepackt, als wäre das das Einzige, was zählte. Ihre Füße im eiskalten Bach, das Risiko von Unterkühlung, überlegte ich panisch, was war überhaupt passiert, war vielleicht noch jemand im Wald? Und dazu die Gewissheit, dass sie wegrennen würde, wenn ich auch nur einen falschen Schritt machte.

»Abbie, ich trage dich zu einer Stelle, wo er trinken kann. Einverstanden? Deine Füße sind bestimmt ganz wund und kalt. Wir lassen ihn schnell trinken, und dann gehen wir nach Hause und wärmen uns auf.«

Sie schaute erst auf ihre Füße, dann auf mich. Ihr Blick war besorgt, ihr Gesicht wies Blutspuren auf. Sie nickte und kam auf mich zu.

Ich wollte sie packen, aber sie wich seitwärts aus und fiel ins Wasser. Sie schrie auf.

Erschrocken zog ich sie hoch und nahm sie, klatschnass und vor Kälte mit den Zähnen klappernd, in den Arm. Ich zog schützend meine Winterjacke über sie und spürte, wie meine Klamotten nass wurden. Dann wickelte ich mir meinen Schal vom Hals und schlang ihn ihr lose um.

Ich stolperte durch den Uferschlamm, und brackiges Wasser durchnässte mir die Stiefel, bis ich weiter vorn ein breiteres Bachstück sah, wo das Wasser klar und hell dahinfloss. Der Hund tauchte seine Schnauze ein, trank einen Augenblick lang gierig und sah auf, als er fertig war.

»Okay, gehen wir.« Ich schob Abbie an meiner Hüfte etwas nach oben und humpelte in die Richtung zurück, aus der wir gekommen waren; meine klatschnasse Hose hielt sich kaum noch auf der Taille, meine Füße steckten in durchgeweichten Stiefeln, die schwer wie Blei geworden waren. Dazu zog der Hund an der Leine, und es war entsprechend mühsam, sich auf den Beinen zu halten. Zurück durch Uferschlamm, an den kalten Blicken der Statuen vorbei, und irgendwann hatten wir endlich den Zaun erreicht, wo Elaine auf uns wartete.

»Oh, Gott sei Dank«, rief sie, »sie ist wohlauf.«

Ich japste nach Luft. »Könnten Sie schon mal vorausgehen und bei sich zu Hause die Heizung voll aufdrehen? Der Krankenwagen braucht noch eine Weile, und wir müssten sie in Ihrem Haus aufwärmen. Sie ist völlig durchgefroren.«

»Soll ich ein Bad einlassen? Nicht zu heiß, vielleicht wie für ein Kleinkind?«

»Nein, nicht nötig, nur die Heizung ist wichtig.«

»Wie für mein Baby«, ihr Blick wurde sentimental, »mein armes Baby.«

Ich fasste sie leicht am Arm. »Ich komme mit dem Mädchen nach. Drehen Sie einfach die Heizung voll auf und legen Sie ein paar Decken und Jacken bereit, in die wir sie einwickeln können.«

Elaine nickte und half mir, Abbie über den Zaun zu hieven, und dann machte sie sich so gelassen auf den Heimweg, dass ich es kaum mit ansehen konnte.

Ich nahm Abbie wieder auf den Arm. »Es ist nicht weit«, sagte ich zu ihr, aber ich redete vor allem mir selbst gut zu. »Wir schaffen dich ins Warme.«

»Danke«, sagte sie kleinlaut. »Danke, dass ich den Hund trinken lassen durfte.«

Ihr Brustkorb hob und senkte sich viel zu schnell. Vielleicht schon erste Anzeichen von Unterkühlung. Ich drückte sie fest an mich und unter meine Jacke und zog den Schal etwas fester um ihren Hals.

Meine Füße schmerzten vor Kälte, nicht auszudenken, wie ihre sich anfühlen mussten. »Wo wohnst du, Abbie?«

»Im Wald.« Sie hatte ihre dünnen Ärmchen um meinen Hals geschlungen und war so zutraulich, dass mir vor Rührung die Kehle eng wurde. Sie legte den Kopf an meine Schulter. Ihre Stimme war kaum vernehmbar, als sie sagte: »Ich bin müde ... kümmerst du dich um mich?«

Ich schluckte schwer, weil mir das Blut an ihrem Nachthemd einfiel. Auch ihr Haar roch danach. »Ja«, flüsterte ich und schob kurzerhand alle guten Gründe beiseite, nach denen ich ihr eigentlich nichts versprechen durfte. »Ich werde mich um dich kümmern.«

Irgendwann waren wir am Waldrand angekommen und überquerten die Straße zu Elaines Cottage. Ich hämmerte gegen die Tür, und sie flog sofort auf. Ich streifte mir die schmutzigen

Stiefel und durchnässten Socken von den Füßen und folgte Elaine in ein schäbiges Wohnzimmer, wo ich Abbie aufs Sofa legte.

»Wickeln Sie das Mädchen in ein paar Decken«, sagte ich, »ich bin gleich wieder da.« Ich rannte barfuß über die Straße zu meinem Auto, um von dort einige Beweissicherungsbeutel zu holen, und schlüpfte außerdem in ein Paar trockene Turnschuhe, die ich instinktiv mitgenommen hatte. Meine Zehen fühlten sich an wie Eiszapfen, die man mit einem Reibeisen bearbeitet und anschließend vor eine Lötlampe gehalten hatte.

Zurück im Haus sah ich, dass Elaine das Kind in Handtücher gewickelt und mit weichen Decken zugedeckt hatte, die allerdings verdächtig nach Hundedecken aussahen. Ich nahm davon Abstand, daran zu schnuppern.

»Haben Sie trockene Kleidung für sie?«, fragte ich. »Damit wir ihr das nasse Nachthemd ausziehen können?«

Elaine zögerte. »Ich habe immer noch ...«

Abbie sah aus ihrem Nest aus Decken auf und fragte nach dem Hund.

Elaine rief ihn herbei, und Abbie streichelte sanft seinen Kopf, wobei ihr fast die Augen zufielen; Elaine ging trockene Sachen für sie holen.

Das Wohnzimmer war sauber und aufgeräumt, wirkte aber seltsam unbewohnt, so als würde es seit Jahren nicht mehr benutzt. Am Fenster hinter dem Sofa fiel mir eine Sammlung von Puppen ins Auge, die aufgereiht in einem Regal saßen. Ich habe mit Puppen nie viel anfangen können und geschenkten Exemplaren im Dienste von Wissenschaft und Medizin stets

Arme und Beine abgedreht. Diese Puppen hier machten einen seltsamen Eindruck. Ich ging auf das Regal zu, um sie mir näher anzusehen.

Eine Bodendiele knarzte, ich fuhr zusammen und drehte mich um. Elaine stand in der Tür und hielt einen blauen Schlafanzug aus weichem Stoff hoch. »Der hier?« Er musste einem Kind gehört haben, das älter war als Abbie.

Ich nickte, ging zu ihr, nahm ihr den Pyjama ab und setzte mich aufs Sofa zu Abbie. Ich wollte Elaine danken und sie fragen, ob sie ein Kind habe, aber nach einem Blick in ihr erstarrtes Gesicht hielt ich meinen Mund.

Ich überredete Abbie, das klatschnasse blutbefleckte Nachthemd auszuziehen und in den Schlafanzug zu schlüpfen. Sie hielt zähneklappernd meinen Schal umklammert. Ihr Nachthemd schob ich in eine der Asservatentaschen.

»Den hat meine Schwester Carrie für mich gestrickt.« Mittlerweile brachte ich es über mich, den Namen auszusprechen. »Als ich noch klein war. Es ist der längste Schal, den ich jemals gesehen habe.«

Abbie drückte den Schal an eine Wange, schloss die Augen und sank zurück aufs Sofa.

Ich sah zu Elaine. »Wissen Sie, ob sie im Bellhurst House zu Hause ist? Sie hat gesagt, sie wohne im Wald, aber sie ist ein bisschen durcheinander.«

Elaine sah mich ausdruckslos an. »Ich glaube schon. Den Bewohnern gehört das Stück Land bis zum Steilhang.«

Mein Herz flatterte, wieder diese alten Gewissensbisse. Was genau hatte diese Frau aus Bellhurst House bloß gemeint? Ein

Unbekannter im Wald, der in ihre Fenster starrte, ihr folgte. Sie lebte nicht allein, daran erinnerte ich mich, es gab auf jeden Fall einen Ehemann, vielleicht auch Kinder.

»Wohnst du im Bellhurst House, Abbie?«

Sie nickte.

»In der Nacht ist ein Auto dahin gefahren«, sagte Elaine.  
»Ich lag wach, konnte nicht schlafen. Ich dachte mir nichts dabei. Aber jetzt frage ich mich ...«

»Um welche Uhrzeit?«

»Ich bin nicht ganz sicher, vielleicht gegen drei, vier?«

»Erinnerst du dich an die letzte Nacht, Abbie? Weißt du, woher das Blut an deinem Nachthemd stammt?«, fragte ich das Mädchen.

Sie beugte sich zum Hund hinunter und schlang ihm die Arme um den Hals. Er sah mich ergeben an. Abbie flüsterte ihm ins Ohr, ich verstand nicht viel, von dem was sie sagte.  
»Alle sterben, Jess. Und Dad ...«

Ich schaute auf ihr blutbeflecktes Haar. »Wer ist Jess?«

»Meine Schwester.«

Ich malte mir aus, wie Schwester und Vater dort draußen im Wald verbluteten, inmitten der verschreckten Kindergestalten aus Stein. »Und wo sind deine Schwester und dein Vater jetzt, Abbie?«

Keine Antwort. Sie schloss die Augen und ließ sich gegen mich fallen.

Mein Blick wanderte wieder zu den Puppen.

Ein Gefühl, als hätte jemand mit eiskalten Fingern meinen Nacken berührt.

Es lag an den Augen.

Einige der Puppen hatten ganz weiße Augen, ohne Pupille oder Iris. Bei anderen war die Iris so weit hochgerutscht, dass man nur noch ein Stück sehen konnte, als wäre der Blick nach oben verdreht.

Ich wandte mich ab und spürte, wie Abbies weicher Mädchenkörper sich an mich schmiegte.

## KAPITEL 2

Mein Wagen kam auf dem vereisten, mit Naturstein gepflasterten Hof vor dem Säuleneingang von Bellhurst House zum Stehen. Die Verstärkung war noch nicht eingetroffen, der Ort verlassen. Ich hatte Abbie mit einem Kollegen bei Elaine zurückgelassen, machte mir aber große Sorgen um den Rest der Familie. Vielleicht lagen sie im Haus, halb erstickt und blutüberströmt. Ich sprang aus dem Auto.

Das Haus im viktorianischen Stil erinnerte an eine mittelgroße Anstalt für psychisch Kranke. Ein Ort zum Fürchten, mit kalten Nischen und Räumen, die nicht einmal Katzen betreten. In der Mitte befand sich ein Turm mit einem runden Spitzdach, und zu beiden Seiten Flügel mit Erkerfenstern und ebenfalls spitzen Dächern.

Ich schlug den Türklopfer, ein Löwenkopf aus Messing, gegen die Eichentür. Keine Antwort, doch als ich leicht gegen die Tür drückte, öffnete sie sich und gab den Blick auf einen schmalen Flur frei. Ein bemaltes Glasfenster ergoss seine bunten Farben über einen Teppich. Ich blieb kurz stehen und lauschte, eigentlich hätte ich das Haus nicht alleine betreten dürfen.

Ich betrat den Flur. »Polizei! Ist da jemand?«

Keine Antwort. Im Haus herrschte dröhnende Stille.

Ich inspizierte die Räume im Erdgeschoss – augenscheinlich

war eingebrochen worden: in einer Abstellkammer bemerkte ich ein aufgebrochenes Fenster und geborstenes Glas, das unter den Sohlen knirschte – aber das beschäftigte mich im Augenblick nicht.

Die Treppe nach oben war schmal, ihre Stufen hatten alle unterschiedliche Höhen, was das Hinaufgehen nicht einfacher machte. Sie führte auf einen Flur, in dem es nach gebrauchten Büchern und feuchtem Metall roch. Ich lief über die knarrenden Dielen und streckte meinen Kopf in den ersten Schlafraum. Es musste sich um Abbies Zimmer handeln, oder vielleicht das von ihrer Schwester, denn alles war in dem bei kleinen Mädchen so beliebten Rosa und Lila gehalten, was ihre feministisch angehauchten Mütter oft zur Verzweiflung brachte. Ich ließ meine Blicke schweifen – kein Blut – und zog mich wieder in den Flur zurück. Die nächste Tür führte in ein größeres Zimmer.

Ich erstarrte. Ein Mann lag rüklings auf einem Doppelbett. Die Wand neben ihm war mit Blut bespritzt – mit schweren Blutstropfen, die nach unten verliefen. Auch das weiße Federbett, die Laken und der beigefarbene Teppich neben dem Bett waren besudelt. Das Blut war frisch, sein metallischer Geruch drang mir in die Nase.

Ich stürzte zu ihm und fühlte seinen Puls, obwohl mir klar war, dass er nicht mehr lebte. Abbie fiel mir ein, und ich war so verzweifelt, dass mir die Knie weich wurden. War das hier ihr Vater?

An den Anblick von Toten hatte ich mich immer noch nicht gewöhnt, er versetzte mich stets in Schockstarre. Seine Fami-

lie würde fortan mit seinem Tod leben müssen, Abbie würde ihr Leben lang eine Tochter sein, deren Vater ermordet worden war, vielleicht war sie sogar Augenzeugin dieses Mordes.

Ich betrachtete das Gesicht des Mannes, einen Augenblick lang sollte er für mich ein Mensch sein, bevor er zu seinem Fall wurde, ein Mord, den es zu lösen galt, ein Verbrechen, das man von allen Seiten analysierte.

Ich erlaubte mir einen kurzen Moment der Trauer und des Mitgeföhls, dann atmete ich tief durch und zwang mich zur Berufsroutine.

Ich untersuchte die Wände. Das Blut stammte aus einer Arterie – man konnte das zweifelsfrei an dem Muster erkennen, mit welchem das Herz bis zuletzt Blut gegen die Wand gepumpt hatte. Ich warf einen Blick auf die Kehle des Mannes – die Luftröhre war durchtrennt worden. Er lag auf weißen Laken, spektakulär eingerahmt von seinem leuchtend roten Blut, den Kopf nach hinten in die Kissen gepresst.

Mein Blick wanderte durch den Raum, ein Fenster stand offen, Schubladen waren herausgerissen und umgekippt worden, ihr Inhalt über den Boden verteilt. Ein Foto auf dem Nachttisch zeigte vor blauem Meer ein in die Kamera lächelndes Paar. Der Mann auf dem Foto und der auf dem Bett waren identisch. Ich musste wieder an Abbie denken, in Decken gehüllt, den Hund im Arm, Blut im Gesicht. Der Raum schwankte wie bei schwerem Seegang. Hatte sie den Mord mit angesehen?

Wo war ihre Schwester? Wo ihre Mutter?

Ich musste raus aus dem Zimmer und den Tatort sofort sichern. Ich dachte an alles, was hier zu tun war, und spürte den

bekanntem Druck, bloß nichts falsch zu machen. Um der Angehörigen willen, für Abbie.

Vorsichtig verließ ich das Schlafzimmer und inspizierte den Rest des Gebäudes. Angespannt öffnete ich jede Tür und betete, die tote Schwester oder Mutter möge nicht dahinter sein. Doch da war niemand. Ich meldete den Mord in der Zentrale und ging zu meinem Wagen hinaus

Ich schrak zusammen, als ich knirschenden Kies und Reifen Geräusche hörte. Ein schwerer SUV kam über den Zufahrtsweg zum Haus gebräust und auf dem gepflasterten Hof zum Stehen, ganz knapp vor meinem Auto. Eine Frau sprang heraus und rannte auf mich zu. Sie kam mir bekannt vor, es war die Frau vom Foto, nur ohne Sommerbräune. »Was ist los?«, rief sie. »Wo ist Abbie? Was haben Sie mit ihr gemacht?«

Sie wollte an mir vorbeirennen.

Ich griff nach ihrem Arm. »Sie können jetzt nicht ...«

Sie riss sich los. »Wo ist Abbie?«

»Bleiben Sie stehen! Sie können jetzt nicht ins Haus.« Ich stellte mich ihr in den Weg. »Abbie geht es gut, sie ist nicht hier.«

Sie wollte sich an mir vorbeischieben, und zwar so gewaltsam, dass ich mich genötigt sah, sie zurückzudrängen. Sie blieb mit ihrem Absatz an einem der Pflastersteine hängen, fiel nach hinten und plumpste auf den Hintern. Ich bot ihr meine Hand an, aber sie sprang ohne meine Hilfe auf.

Ich merkte noch, wie sie ausholte, und dann sah ich Sternchen und brach auf dem eisigen Boden zusammen.